Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hagen, Maximilian von: Bismarck und England : eine historisch-politische Auseinandersetzung über "Weltpoliik" und die britische "Gefahr"

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Visual Library



Bismarck und England

Eine historisch-politische Auseinandersetzung über „Weltpolitik" und die britische „Gefahr"

Von Maximilian von Hagen

Im Kampf der Meinungen um das deutsch-englische Problem scheint eine ruhige historische Betrachtung um so eher am Platze, seitdem sich die politische Leidenschaft auf beiden Seiten etwas gelegt hat und damit eine Pause zur Besinnung eingetreten ist. Erich Marcks hat soeben eine Darstellung des Problems im weltgeschichtlichen Rahmen veröffentlicht („Die Einheitlichkeit der englischen Auslandspolitik von 1500 bis zur Gegenwart." Stuttgart und Berlin, Cotta. 38 S., geh. 1 M.), der alldeutsche Politiker Graf Ernst zu Reventlow hat sie noch vor Ausgang der englischen Parlamentswahlen in einer politischen Tendenzbroschüre mit der Beschränkung auf unser Thema versucht („Was würde Bismarck sagen? Zur deutschen Flotte, zu England — Deutschland?" Berlin, Deutscher Kolonialverlag, G. Meinecke. 119 S., geh. 2 M.). Da dieser letztgenannten Schrift von historischer Seite aus methodischen und sachlichen Gründen vielfach widersprochen werden muß, mag eine eingehende Besprechung gerade heute nicht unwillkommen sein. Sie wird uns mit Bismarckschen Augen objektiv sehen lehren, wie sich der deutsch-englische Gegensatz überbrücken und überwinden läßt, obwohl sein endlicher Ausbruch in der konsequenten Reihe einer einheitlichen Entwicklung der britischen Auslandspolitik seit Elisabeths Zeiten zu liegen scheint.

Zwar weiß auch Reventlow, wie mißlich es ist, aus Bismarcks Politik, die sich unter ganz anderen Verhältnissen, als sie heute bestehen, entwickelte, seine Stellung in unserer jetzigen Situation erraten oder gar daraus die rechte Politik der Gegenwart konstruieren zu wollen. Allein durch tendenziöse Stoffauswahl an der Hand des (wohl als Nachschlagebuch für wissenschaftliche Benutzung,

aber nicht als Quellensurrogat gedachten) Aphorismenwerkes „Bismarck als Erzieher" von Paul Dehn: unternimmt er es dennoch, denen, die zur Verhütung einer Katastrophe in dem Konflikt mit dem nervösen England, auf die Autorität Bismarcks gestützt, Innehalten im Flottenrüsten und Verständigung um jeden Preis verlangen, aus den Worten und Taten des ersten Kanzlers zu erweisen, daß dieser über das Bedürfnis einer Deutschland würdigen Flotte sowie über Kolonial- und Weltpolitik moderner gedacht habe, als man gewöhnlich annehme — im Sinne der alldeutschen Postulate eines „größeren" Deutschland. Diese Grundtendenz, durch die dann Bismarck nach seiner Schutzzoll- und Kolonialpolitik zum Propheten der „Weltpolitik" wird — die Reventlow übrigens (in seinem „Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner") noch vor drei Jahren selbst bekämpft hat! — diese Grundtendenz, die Bismarck nach seinen gelegentlichen, sicher mäßigen Marineforderungen zum Flottenenthusiasten nach dem Herzen des Flottenvereins macht, die ihn wegen seiner Abneigung gegen Englands „Heuchelei und Perfidie", seinen Krämer- und Diebesgeist in Politik und Wirtschaft zum ideellen Vorkämpfer unserer antienglischen Liga in Deutschland stempelt, diese Grundtendenz läßt sich mit dem einen Bismarckschen Worte von der „saturierten" Politik Deutschlands aus den Angeln heben.

In richtiger Erkenntnis dieses fundamentalen Widerspruches verläßt auch Reventlow, unmerklich fast, den Weg seiner Geschichtsmethode, das Passende auszuwählen und das Nichtpassende fortzulassen, um so lange gegen das genannte, allbekannte und darum nicht zu ignorierende „Schlagwort" zu polemisieren, bis es der gläubige Leser als solches empfindet und im Grunde für unbismarckisch hält. Und doch hat Bismarck selten einen Terminus öfter im Munde geführt, um seine Ziele zu veranschaulichen, als dies Wort, das er 1851 von Metternichs Lippen hörte und das, wenn überhaupt eins, einen hohen Erkenntniswert für die Prinzipien seiner Politik besitzt. Denn seit 1871 war sein ganzes Sinnen auf die Befestigung des von ihm geschmiedeten Reiches, auf dessen Sicherung gegen äußere Feinde und seine Selbständigmachung in finanzieller und wirtschaftlicher Beziehung gerichtet und blieb auch „saturiert", d. h. innerhalb der Grenzen kontinentaler Interessen, trotz seiner Kolonialpolitik, weil diese nicht im Sinne eines weltwirtschaftlichen Imperialismus gedacht war, sondern im Rahmen eines staatlichen Schutzsystems, wie es Bismarck seit Gründung des Reiches auf alle Teile des Ganzen anwandte: eine Politik, die (wie Reventlow auch ganz richtig bemerkt) „von innen nach außen" ging, d. h. vom Ackerbau über Gewerbe und Industrie zum Handel und zu den Kolonien, also folgerichtig vom heimischen Boden über See geleitet wurde. Dasselbe ist der Sinn seines kontinental verankerten Prinzips, daß die deutsche Flagge dem Handel zu folgen habe und nicht das umgekehrte — meist „französisch" genannte — System nachzuahmen sei. Erst die Konsequenzen lehrten ihn verstehen, was er mit den kolonialen Erwerbungen Neues geschaffen, und in diesem Zusammenhang sprach er wohl auch gelegentlich von „Weltpolitik". Sicher aber faßte er sie viel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

enger als unsere Zeit, nämlich nicht nationalökonomisch im Gegensatz zu einer rein heimatpolitisch gerichteten Staats- und Wirtschaftsleitung, sondern nur diplomatisch im Gegensatz zur europäischen als Übersee- und Kolonialschutzpolitik, die zu Bismarcks Zeiten ja bezeichnenderweise auch noch dem auswärtigen Ressort unterstellt blieb . . .

Niemand wird leugnen, daß Bismarck auch in unseren Tagen die Forderungen der neuen Zeit erkennen und erfüllen würde, aber eben als ein Bismarck unserer Zeit, den man sich nicht recht vorstellen kann und darum lieber auch nicht vorstellen soll. In seinem eigenen Zeitalter, das mit seinem Sturz zur Rüste ging, wurde er ihnen, als sie schüchtern und dumpf an die Pforten des Reiches klopften, nur langsam, meist widerstrebend, oft bekanntlich auch nicht gerecht. Selbstverständlich und bekannt ist, daß er festhielt, was er einmal wirklich in die Hand genommen; das ist auf dem Gebiete der inneren Politik das ungemeine Verdienst seiner Sozialpolitik, auf auswärtigem Felde das nicht weniger große seiner Kolonialpolitik, wenn man deren tatsächliche Leistung und nicht die Frage nach ihrem Ursprung als Kriterium für das Urteil anerkennt. Mit ihr schuf er dem Reiche eine neue Grundlage, die es brauchte, wenn es als Großmacht in den wirtschaftlichen Kämpfen des zwanzigsten Jahrhunderts nicht unterliegen sollte. Freilich übersah er die Tragweite dieses Schrittes kaum in dem Umfange, in dem Reventlow meint, sondern erfüllte, wenn irgendwo, hier besonders seine Devise: „Fert unda nec regitur". Hier vor allem gilt daher das Lamprechtsche Wort: „Nicht die weite Zukunft meisterte der Fürst so sehr in einer Art phantasietrunkener Überschau: dem Momente diente er in immer und immer wieder neu geschaffenem, künstlerisch vollendetem Überblick der europäischen und der universalen Konstellation des Augenblicks". Sein langjähriges Widerstreben gegen koloniale Expansion, an dem festzuhalten ist, zumal nach dem Urteile Eingeweihter auch die Archive nichts Gegenteiliges beweisen sollen, sein zögerndes Vorgehen nach Überwindung seiner Bedenken, endlich seine kolonialen Programmreden im Reichstag zeigen hinlänglich seine kontinentale, dem „Imperialismus" abgewandte Denkweise. Wahrscheinlich spielt seine freihändlerische Vergangenheit bei seiner Abneigung gegen Kolonialpolitik, die Bismarck selbst des öfteren betonte, noch eine große Rolle. Jedenfalls läßt sich für Reventlows Behauptung, Bismarck habe den Anstoß zu ihr gegeben, der vielmehr von kaufmännischer Seite und von der überseeischen Abteilung des Auswärtigen Amtes unter Heinrich von Kusserow kam, oder er habe gar die koloniale Begeisterung „recht eigentlich" hervorgerufen — die in Wirklichkeit aus Jahren datiert, in denen er noch jede Kolonialpolitik von sich wies —, den Beweis nicht erbringen; Reventlow versucht ihn auch gar nicht. Zwar beseitigt er die Widerlegung, die Bismarck selbst gab, indem er betonte, er sei „kein Kolonialmensch" und durch die öffentliche Meinung in diese Richtung hineingetrieben worden — eine Aussage, die natürlich niemand wörtlich nehmen wird! —, durch den Schluß, Bismarck habe dadurch nur den Reichstag zur Bewilligung der nötigen Forderungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bringen wollen; tatsächlich aber machte Bismarck damit dem Reichstag ein durch die Forschung sich bestätigendes Geständnis zu einer Zeit, als ihm die Kolonialpolitik über den Kopf gewachsen und die oppositionellen Abgeordneten ihn für alle Mißerfolge verantwortlich machen wollten. Wie dem aber auch sei, das Verdienst Bismarcks um die Schaffung neuer Absatzgebiete für überschüssige Menschen- und Güterkraft ist nicht geringer, weil er nicht ursprünglich die Idee dazu hatte und nicht die Folgen ahnte, die aus der Tat entspringen konnten. Wie es einmal Bamberger dem toten Gegner schön nachgesagt hat, so ist es auch hier: die Konsequenzen großen persönlichen Wollens, das sich einmal in der Kraftübung entdeckt, führten ihn schließlich vorwärts und vertrauten am Ende ruhig der Weiterentwicklung.

Ebenso steht es mit seinem Verhältnis zur Flottenpolitik, die eine „Weltpolitik" erst ermöglicht. Nach seinem Sturze erkannte er wohl die Notwendigkeit der Flottenvorlage von 1897 ausdrücklich an, weil sie die kompetenten Fachmänner für nötig hielten; daß er sie für zu bescheiden gehalten habe, glaube ich freilich nicht. Während seiner Reichskanzlerschaft jedenfalls beschäftigte ihn die Flottenpolitik ernsthaft nur im Zusammenhang mit der Kolonialpolitik, weil er diese bei anderen Mächten durch „viel bereitere und nähere Kräfte" erleichtert sah; doch strebte er nie, wie er selbst erklärte, nach einer erstklassigen Flotte, wie sie England und Frankreich benötige. Daß „unsere Zukunft auf dem Wasser" liege, hat er sicher nie geglaubt, noch weniger, daß „nur auf die Stimmen von Mächten mit starken Flotten mit Achtung gehört werden wird, wenn die Frage nach der Zukunft des Stillen Ozeans zu lösen sein wird", wie unser Kaiser treffend formulierte. Weltpolitik war ihm eben nur Schutz deutscher Interessen in der Welt. Mittel dieses Schutzes waren ihm die Autorität der deutschen Flagge, hinter der eine Großmacht in Waffen, freilich fast ausschließlich kontinentaler Art, und seine eigene große Autorität stand, die manchen Gegensatz auszugleichen vermochte und durch den Grundsatz: Ernst zeigen (show of power) und die Ehre wahren! zeit seines Lebens schwere Gefahren beseitigen konnte und den Deutschen im Ausland allezeit eine moralische Stütze war.

Heute liegen die Dinge anders, und eine gleiche Flottenpolitik würde, auch bei einer gleichen Autorität im Hintergrunde, der Weltpolitik anderer Mächte gegenüber den kürzeren ziehen. Darum muß Reventlow, wennschon ungern, zugeben: In der Frage nach den Mitteln maritimen Schutzes kann heute nicht mehr Bismarck, kann nur der Unterschied der Zeiten den Ausschlag geben. Denn Bismarck sah in der Flotte noch weiter nichts als ein Werkzeug der Politik im Außendienste zum Schutze unserer überseeischen Handelsinteressen und unseres kolonialen Streubesitzes und ein Druckmittel zur Unterstützung seiner politischen Pläne, das sich in friedlich drohenden Demonstrationen kundgab. Seekriege erwog er wohl überhaupt nicht, Konflikte mit den Seemächten dachte er sich — im Einverständnis mit Moltke — zu Lande ausgefochten. Darum beschäftigte ihn auch während seiner Amtstätigkeit die Frage der Schlachtschiffe, um deren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

leistungsfähigste Typen wir uns heute die Köpfe zerbrechen, überhaupt nie ernstlich. In Panzerschiffen sah er Parade- oder „Lügenschiffe", die nichts leisten und nur Dekorationszwecken dienen. Er wollte lieber zwei kleinere Schiffe statt eines großen, wegen ihrer größeren Beweglichkeit und schnelleren Verwendbarkeit, trat daher allein für Kreuzer und Torpedoboote ein: ihren Wert hatte er für die Unterstützung seiner auswärtigen Politik in überseeischen Streitfragen oft erprobt; den Wert von untätigen, schwerfälligen Riesenkriegsschiffen wollte er nicht einsehen. Admiral von Stosch geriet in diesen Fragen mit dem Kanzler oft in Konflikt, dieser aber zeigte kein Verständnis dafür, daß das, was er wohl „paradieren" nannte, eine verläßliche Gefechtsbereitschaft für den Kriegsfall vorbereiten sollte.

Nach alledem ist klar, so unbegreiflich es auch klingt: Fragen, die unsere Zeit erfüllen mit Furcht und Hoffnung, Probleme der Weltpolitik, des wirtschaftlichen Zukunftskrieges oder des maritimen Kampfes, Gefahren einer drohenden Universalmacht, komme sie nun von Westen oder Osten: all das fand in Bismarcks Dichten und Trachten keinen Platz. Daß er schließlich den Gegensatz zu England, den er unbewußt mit der Schutzzollpolitik heraufbeschwor und den er nach seinem ersten Ausbruch in der heimischen und kolonialen öffentlichen Meinung bei Gelegenheit der deutschen Kolonialerwerbungen durch geniale Diplomatie friedlich beilegte, als unüberwindlich empfunden hätte, dafür wird auch eine Legion englandfeindlicher Bismarckzitate, die man aus seinen Privatgesprächen zusammensuchen kann, nicht zeugen: er hätte sonst andere Vorkehrungen treffen müssen, als seine Nordkanalidee vielleicht eine war, mit der er die Errichtung eines viel weitergehenden Verbindungskanals der Meere und Flußmündungen längs der deutschen Küste plante, als sie der Nordostseekanal später erfüllte, über den er das viel mißbrauchte Schlagwort sprach, daß er unsere Flotte verdoppele! Man wird diese Idee natürlich berücksichtigen, obwohl sie — offiziell — nur gegen einen Angriff von französischer Seite gedacht war. Denn es ist möglich, daß er aus politischer Vorsicht die Besprechung einer englischen Invasion vermied, um das britische Volk nicht von neuem gegen Deutschland aufzureizen. Sicher freilich ist nur, daß er offiziell die englische Feindschaft bei einem neuen deutsch-französischen Kriege nicht befürchtete und darum 1890 die Neutralität Helgolands in Englands Händen für günstiger hielt als den deutschen Besitz der Insel, der nur den Nachteil der Selbstverteidigung mit sich bringe. Freilich gab er in den „Gedanken und Erinnerungen" die beachtenswerte Gegentatsache nicht an, daß er die Erwerbung Helgolands, als Schlüssel zum Ganzen seines Kanalprojektes, einst selbst beabsichtigte. Wie dem auch sei, er erklärte hier den Küstenschutz, den der Nordostseekanal biete, für nützlicher als die „Verwendung der Kanalkosten auf Mehranschaffung von Schiffen, für deren Bemannung wir nicht über unbegrenzte Kräfte verfügen", konnte also nie ernstlich daran denken, mit Deutschlands damaliger Kriegsflotte eine Offensive zu wagen. Er rechnete darum nur, wenn überhaupt, mit einem Blockadekrieg, für den er Deutschlands

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Küste notdürftig zu decken suchte, nicht mit einem Seegefecht, das nach unseren modernen Begriffen erst darüber entscheiden wird, ob Deutschland sich die Blockierung und die Feinde im Besitz seiner Reichtümer gefallen lassen muß oder nicht. Auf der Höhe der Sicherung, die der Dreibund mit dem neutralen Rückendecker Rußland im Hintergrund bot, konnte das Reich einer britischen Besetzung der deutschen Küste und damit einer Trennung von der See mit Ruhe entgegensehen. Wie sich Bismarck freilich die Beschützung deutscher Interessen in der Welt im Falle eines Krieges mit England ohne ausreichende Flotte vorstellte, ist nicht ersichtlich: es war offenbar eine Perikleische Politik, die in der Not nur die Kernmacht verteidigt und die Außenposten preisgibt; der Napoleonische Stoß ins Herz des Feindes, wie ihn Moltke in der kontinentalen Kriegführung genial nachgeschaffen hatte, konnte für die Marine der Bismarckschen Zeit im etwaigen Ernstfalle keine Anwendung finden. Und so wären damals in der Tat unsere Häfen, Kriegs- und Handelsschiffe, auch der Norddeutsche Lloyd und die Hamburg-Amerika Linie, dazu die Kolonien sowohl wie unsere Handelshäuser und Interessen in den britischen Kolonien, ja der ganze deutsche Welthandel gefährdet, wenn auch vielleicht nicht vernichtet worden von der britischen Übermacht: ein Schicksal, das uns Deutschen noch 1897 ein von Reventlow abgedruckter, für die deutschfeindliche Presse Englands typisch blutrünstiger Hetzartikel prophezeite, wenn wir einen Kampf wagen würden!

Konnte Bismarck ein solches Fallissement riskieren? Sicherlich sah er einen Krieg mit England nicht in drohender Nähe, sonst hätte er sich besser dafür gerüstet. Vermutlich hielt er ihn durch Herstellung guter diplomatischer Beziehungen 1886 für absehbare Zeit aus der Welt geschafft, und hat ihn wohl auch in der Zeit der ernsten Aufregung wegen der Kolonien 1884/85, die er selbst schürte, (um aus der schonungslosen Ausbeutung der schwierigen Lage Englands in Ägypten, Afghanistan und Irland für Deutschland möglichst viel Gewinn zu ziehen) — trotz energischen Säbelrasselns; oder sagen wir lieber: gerade darum? —, kaum ernst nehmen wollen.

Hielt er es auch für notwendig, 1885 vor aller Welt tendenziös und gegen seine Überzeugung zu erklären, daß es in England nicht wie in Frankreich unberechenbare Ministerien gebe, von denen Krieg zu erwarten sei, und appellierte er darum mit feiner Ironie an die erbliche Weisheit der englischen Nation (zu Gladstones Zeiten!), die Deutschland nicht überfallen werde, so wußte er im Grunde doch, daß nur Englands schwierige Lage bei völliger, keineswegs „glänzender" Isolierung, die seiner diplomatischen Kunst auf kurze Zeit gelang, damals einer Explosion der britischen Leidenschaft gegen Deutschlands Arroganz, in den kolonialen Wettbewerb mit einzutreten, entgegenstand. Und nachdem er seine Absicht erreicht, tat er im Interesse des Friedens mehr, als ein Durchschnittsgewissen verantworten würde: er verleugnete die antienglische Stimmung in der Presse jener Tage mit der an sich ehrenrührigen, aber durch den politischen Zweck vielleicht gerechtfertigten Erklärung: sie sei durch Rubel und Francs erkauft gewesen! . . .

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seine unerhörte und unbestrittene Autorität in aller Welt, von der der englische Botschafter in Berlin, Lord Odo Russell-Ampthill, behauptete, sie ertrage nicht einmal den Schein, übergangen zu werden, und verzeihe niemals, wenn man handle oder nur zu handeln scheine, ohne ihn zu fragen, weshalb jedem europäischen Diplomaten, der auf Erfolg hoffe, anzuraten sei, zu ihm zu pilgern und „am Altar des Ortsgenius" andächtig für dessen „Vorliebe für die Rolle des Hauptakteurs" zu opfern! —, dazu die heute schwer verständliche Tatsache, daß die deutsche Regierung damals die Fäden der europäischen Politik in der Hand hatte und mit den Allianzen umspringen konnte, wie es heute die englische tut: diese Momente machen es einigermaßen begreiflich, daß Bismarck auch weiterhin Konflikte mit England vermeiden konnte, obwohl er ihm gegenüber ohne reale Machtmittel und in Wirklichkeit in der Defensive war. Dabei ist die dauernde Wiederholung seiner weltbekannten Friedensliebe, die er im vollkommenen Einverständnis mit seinem kaiserlichen Herrn seit 1871 auch mancher anderen, namentlich militärischen Strömung gegenüber aufrecht erhielt — freilich mit der gesunden Devise: „Wir fürchten den Krieg nicht, aber wir wünschen ihn nicht" —, am letzten Ende nur das Eingeständnis dieses wunden Punktes in seinem System, das wie das Napoleonische England gegenüber mit Scheinmitteln operieren mußte. Napoleon der Erste war darin gescheitert. Bismarck aber begnügte sich zweifellos, indem er, das Steuer Europas in Händen, den Frieden verkündete — eine Gesinnung, die den Mächten als Garantie und Gebot galt —, den Wiederausbruch der englischen Eifersucht auf die Erfolge der deutschen Wirtschaftspolitik zu verhindern, die seit der Emanzipation von Englands Zwischenhandel dessen Monopolstellung auf dem Weltmarkt überhaupt bedrohte. Bald verschwand diese denn auch, kurz nach der friedlichen Beilegung des diplomatischen Kolonialkrieges, von der Oberfläche. Sie ward aber heimlich genährt von allen Engländern, die durch Deutschlands industrielles und überseeisches Wachstum verloren. Und seitdem Bismarcks auswärtige Politik nach Abschluß seiner Kolonialpolitik, die zur Verhütung einer englischen Weltherrschaft noch rechtzeitig in die Ränder britischer Interessensphären geschnitten hatte, für das „saturierte" Deutschland nichts mehr suchte, was drüben verstimmen konnte, — die Furcht vor einer damals noch undenkbareren deutschen Invasion fehlte freilich, wie z. B. Russells Phantasien zeigen, auch zu dieser Zeit nicht, — seitdem gar brauchte er auch von Englands Feindschaft oder Mißgunst keine ernsten Gefahren mehr für den deutschen und europäischen Frieden zu besorgen. Zudem wußte er, wie Max Lenz in seiner „Geschichte Bismarcks" treffend bemerkt, aus den Erfahrungen des dänischen Krieges nur zu gut, daß der Deutsche nicht bei jedem Stirnrunzeln seines britischen Nachbarn an die Gefahren eines Seekrieges zu denken braucht.

Nach alledem ist es daher unrichtig, Bismarck für eine — an sich gutzuheißende — Politik in Anspruch zu nehmen, die mit einer respektheischenden Flotte, Frieden gebietend, das feindliche England heute in Schach halten will.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Denn er hielt, wie wir wissen, zu seiner Zeit eine solche Seemacht nicht für notwendig, weil die britische „Gefahr" nicht für gegeben. Ja, er ging im anderen Extrem so weit, offiziell einen aufrichtigen und freundschaftlichen Verkehr beider Völker für das — Natürlichste zu halten, da keins von beiden vitale Interessen habe, die einander widersprächen, und da England ein mindestens hundertfünfzig Jahre alter historischer „Bundesgenosse" Deutschlands bezw. Preußens sei, wenn auch nicht immer im diplomatischen, so doch im tatsächlichen Sinne.

*

Sein Wunsch nach freundschaftlichem Verkehr und gutem Einvernehmen war aber weit entfernt von romantischer Sehnsucht nach einem Bund mit England. Denn sein System wollte saturiert und kontinental bleiben, und wenn auch „nicht notwendig antienglisch", so doch nicht abhängig sein von einer Politik, die, dem Wechsel der öffentlichen Meinung in den Parlamenten und deren Kabinetten unterworfen, ihre Verbündeten (nach einem Worte Friedrichs des Großen) wie die Fregatte die Schaluppe nach sich zieht. Bei seiner „Option" von Gegengewichten gegen das revancheluſtige Frankreich entschied er daher für den Bund mit weniger mächtigen Staaten des Kontinents, mit denen seine Politik nach seiner eigenen Erklärung „immer mehr" zu rechnen hatte als mit England, von dessen Freundschaft er sich selten mehr Gewinn versprochen haben mag als „platonisches Wohlwollen" und „theoretische Sympathie". Daher zog er auch den Rückhalt an Rußland, Deutschlands traditionellem Bundesgenossen und Englands geborenem Gegner, einem unsicheren und „unberechenbaren" Verhältnis mit England vor, das bei seiner unvergleichlich günstigen und überlegenen Lage dem deutschen Kontrahenten ohne Schaden wieder den Laufpaß geben und dadurch eine Koalitionsmisere bereiten konnte, wie sie Deutschland in unserer Zeit erlebt hat mit der unglücklichen Aufgabe der russischen „Rückversicherung" — die bekanntlich die russische Neutralität bei einem französischen Überfall Deutschlands gegen die deutsche Neutralität bei einem österreichischen Angriff auf Rußland garantierte. Da dem Kanzler jede Verbindung mit dem mächtigeren England, das nach seiner Voraussicht allein davon Vorteil haben würde, zu riskiert war, so wird sich auch die Verständigung, die er 1884 wegen der Kolonien suchte und nicht fand, soweit wir heute sehen können, in denselben Bahnen bewegt haben, wie die darauffolgende Entente mit dem Frankreich Jules Ferrys, die auch nur für den Augenblick gedacht sein konnte. Und so wird auch die 1872 vergeblich erstrebte Verbindung mit England, die als erster Damm gegen Frankreich geplant war, ebensowenig in der Absicht eines dauernden Systems gelegen haben, zumal Bismarck nebenbei am Dreikaiserverhältnis festhalten wollte. Denn er hat nie glauben können, daß eine Politik, die sich fest auf den Grundstock der kontinentalen Mächte stützt, auch den Interessen der größten Seemacht längere Zeit genügen kann, ohne ihre eigene Lebensfähigkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu gefährden. Darum hat er mit den Versuchen einer deutsch-englischen Allianz überhaupt niemals so ernstlich spielen können, wie Lord Russell-Ampthill Zeit seines Lebens annahm, wenn auch das andere Bild, das Marcks neuerdings von seinem Standort aus (a. a. O.) gab, in der einseitigen Betonung der englischen Freundschaftswerbungen der Tatsache nicht gerecht wird, daß Bismarck nicht nur der Bündnis-Ablehnende, sondern auch Bündnis-Suchende war. Statt vieler Beispiele sei nur an sein bekanntes Wort erinnert: er liebe England, es lasse sich aber nicht lieben. Russells rückschauendem Blick erscheint das Verhältnis sogar so: „Ich konnte niemals — anfangs wollte er auch nicht — das tiefgewurzelte Mißtrauen überwinden, das sein Wunsch nach einem herzlichen Einvernehmen mit England in unserer Heimat erregte." Natürlich ist auch das einseitig und übertrieben. Denn immer, auch nach seinem Sturze, blieb Bismarck seiner kontinentalen Grundanschauung getreu; darum geißelte er damals vor allem in der Aufgabe der „doppelten Assekuranz" eine Politik, die die Grundpfeiler seines Koalitionssystems erschütterte, indem sie durch Absage der Freundschaft an Rußland diesen wertvollen neutralen Hintermann des Dreibundes in die Arme Frankreichs trieb, ohne für den Moment, geschweige denn für die Dauer ein wertvolles Äquivalent von England zu erhalten. „Hoffentlich wird Freundschaft für England einbringen wird, von der unseligen Gewohnheit der deutschen Fürsten abkommen, dem Wolf John Bull gegenüber die undankbare Rolle des gutmütigen Kranichs zu spielen." Und in seiner Angst, England möchte Deutschland in dieser neuen Position womöglich als „Sturmbock" gegen Rußland verwenden, ging er schließlich so weit, dem steifleinenen Engländer eine gen Himmel schreiende Quetschung zwischen dem welschen Roß und dem russischen Elephanten zu wünschen, wobei er Deutschland empfahl, ruhig zuzusehen und nicht mit der Ofengabel dreinzufahren! Ausdrücklich aber sei betont, daß er es für ruchlos hielt, Zwietracht zwischen den Völkern zu säen, und daß er wohl auch später vertrat, was er 1878 einmal im Reichstag betont hatte: „Ich schmeichle mir, daß wir auch zwischen England und Rußland unter Umständen ebensogut Vertrauensperson sein können, als ich sicher bin, daß wir es zwischen Österreich und Rußland sind."

Sicher ist ja: Bismarcks lebenslange Vorliebe für englische Bildung und Gesellschaft, wie sie dem aristokratisch-individualistischen Grundzug seines Wesens und dem Geschmack des gebildeten Norddeutschen überhaupt entspricht, erstreckte sich niemals auf die britische Politik, die ihm immerfort Schwierigkeiten bereitet hatte, wenn er auch objektiv genug war, deren immanente egoistische Machttendenzen anzuerkennen. Zwar hielt er mit ihren offiziellen Vertretern ein im ganzen korrektes Verhältnis aufrecht. Dabei kam die konservative Regierung in seiner Beurteilung und Behandlung günstiger und gerechter weg als das Gladstonesche Gouvernement, dessen Politik er, weil sie mit den Faktoren des öffentlichen Lebens unter dem Gesichtspunkt der Gerechtigkeit und Freiheit, Humanität und Friedensliebe zu theoretisch rechnete, wegen dieses doktrinären,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

idealistisch-liberalen Charakters als schwächliche und phrasenhafte Professorenromantik verachtete. Dieser individualistisch-sozialistische, humanitäre Zug der britischen Politik, der durch die Geschichte aus der puritanischen und der liberalen Ära ethisch und religiös unleugbar wohl fundiert ist, war es ganz besonders, der dem offen lutherisch-konservativen Realpolitiker den Eindruck bigotter Heuchelei machte, als feige Bemäntelung kalter Interessen erschien. Diese ihn unehrlich und verschlagen dünkende Politik, neben der eine wachsende, aus wirtschaftlichen Unterströmungen hervorgehende, an kleinliche Eifersucht grenzende Antipathie des nicht offiziellen England einherging, wurde ihm daher oft zum Anlaß, daheim und später, als er nicht mehr in amtlicher Stellung war, seinem Ärger Luft zu machen. Buschs Tagebuchblätter sind voll davon und auch die „Gedanken und Erinnerungen" zeigen, mit welchen Schwierigkeiten er England gegenüber zu kämpfen hatte und wie er sie alle rechtzeitig durchschaute und vereitelte. Hier erst deckte er all die Versuche der englischen Politik auf (deren Zusammenfassung zu einer historisch-diplomatischen Studie er einmal Moritz Busch anempfahl!), nach altbewährter Methode den „festländischen Degen des großen und starken dummen Kerls" zu gewinnen, damit der sich für England schlage und ihm die Kastanien aus dem Feuer hole: Versuche, Deutschland zu Unternehmungen zu engagieren, bei denen es nichts zu gewinnen, aber viel zu Englands Vorteil zu verlieren hatte. Mit Ingrimm schmähte er dann eine Politik, die stets auf zwei Seiten Geschäfte zu machen suche und den römischen Grundsatz Duobus litigantibus tertius gaudet zum Prinzip habe. Ihm huldigte aber auch er mit großem Geschick, wie er denn überhaupt alle die Grundsätze und Tendenzen der britischen Politik bewunderte und, wo er konnte, selbst befolgte. Schon darum werden wir ihm in seiner Gesinnung gegen England nicht zu folgen brauchen, mag er auch im intimen Kreise noch so oft die offiziell betonte „alte und traditionelle Freundschaft" mit England, mit dem Deutschland im besten Einvernehmen lebe usw., sowie die „Gemeinsamkeit mannigfacher Interessen und Meinungen", die ihm 1878 „auch für die Zukunft der Bürge des Einverständnisses" war — als Legende hingestellt haben. Mag er auch immer wieder Englands Tücke enthüllt haben: wie es stets zu intervenierengesucht, wenn Preußen oder Deutschland im Vorteil gewesen und wie es beide immer in seine Unternehmungen zu verstricken gestrebt, um sie mit ihren Freunden zu brouillieren, nicht zu vergessen der oft nur in seiner Einbildung existierenden englischen Einflüsse, die er, infolge der englischen Verwandtschaft der Hohenzollerndynastie, der deutschen Politik überall drohen sah!

Allein, die Sorge, die uns heute drückt, England möchte sein altes Kampfmittel: seine Feinde, nach Gewinnung von deren Gegnern zu Bundesgenossen, einzukreisen und sie schließlich durch diese oder gar mit ihnen zusammen anzugreifen — auch auf Deutschland anwenden, diese Sorge mußte Bismarck fernliegen. Denn selbst die Ansätze zu diesen Voraussetzungen, die Eduards des Siebenten Regierung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erst geschaffen hat, fehlten damals völlig. Im Gegenteil: in kolonialpolitischen Fragen war seit 1886, also lange vor Bismarcks Sturz, eine Einigkeit in der Politik beider Länder erzielt, die eher eine Entente, wie sie auch Kaiser Wilhelm der Zweite seit 1889 erstrebte, als eine jahrelange Spannung in der Zukunft erwarten ließ. Bismarck konnte daher von der politischen Bühne mit dem Bewußtsein abtreten, daß der Sicherheit des Reiches von England keine unmittelbaren Gefahren drohten.

Dabei hatte er den auf Handelsrivalität beruhenden, in der Tiefe ständig wachsenden Gegensatz Englands zu dem wirtschaftlich aufstrebenden Deutschland keineswegs außer acht gelassen. Allein, was er schon 1876 und 1878 im Reichstage verkündigte, — daß Deutschland keinen wesentlichen Interessenstreit mit England habe, „es seien denn Handelsrivalitäten und vorübergehende Verstimmungen, die zwei arbeitsame, friedliebende Nationen" nicht zum Kriege treiben könnten, wenn auch ein Preßkampf „gelegentlich, vorübergehend" stattfinde, — dies Bekenntnis hielt er auch aufrecht, als Deutschland nicht mehr „in der glücklichen Lage" war, der Reibungsflächen mit England entbehren zu können. Denn er konnte es „doch nur für einen Irrtum in der Schätzung halten, wenn England uns unsere bescheidenen Kolonialversuche mißgönnt"; auch hielt er diese Kolonial- wie die Industrie- und Handelseifersucht für ungerecht, da nach seiner treffenden Beobachtung England nur durch Deutschlands Fortschritte gewonnen habe, indem es dadurch „rauh, aber heilsam" aus dem Zustande einer gefährlichen Erstarrung erweckt worden sei.

Nach seiner Entlassung wurden seine Urteile über die englische Eifersucht schärfer, so sehr er auch friedliche Beziehungen mit dem offiziellen England zu konservieren immer bestrebt war. Wahrscheinlich war es die Sorge vor einem allzu engen Anschluß unseres Kaisers an die britische Politik, die ihn auch in der Frage des wirtschaftlichen Gegensatzes mehr auf die Seite der Englandgegner trieb. Wenigstens sprach er in solcher Stimmung zu Sidney Whitman, der ihn über die deutsch-englische Verstimmung zu interviewen pflegte, 1896 die berühmten Worte: Blut sei zwar dicker als Wasser, aber er erinnere sich nicht, daß Blutsverwandtschaft einer Fehde je das Tödliche genommen habe; und wenige Monate vor seinem Tode ließ er ihm sagen: er bedaure, daß die Beziehungen nicht zu bessern seien, da das einzige ihm dafür bekannte Mittel, das darin bestehe, daß wir unserer Industrie einen Zaum anlegen, nicht gut anwendbar sei! Niemand wird aus diesen Worten beweisen können oder wollen, daß Bismarck, wie er bei diplomatisch nicht lösbaren Fragen pflegte, in einer Blut- und Eisenpolitik die einzig mögliche Lösung erblickt hätte. Denn in der Politik läßt, auch wenn die Reihe der Entwicklung zu einer logischen Konsequenz drängt, das unbegrenzte Reich der Möglichkeiten, Glück und Zufall einen Spielraum ohne Ende zu — wenigstens für den rückschauenden Historiker, der vor einer noch nicht abgelaufenen Kette von Ereignissen steht. Biographisches Erfordernis ist es für ihn, aus vereinzelten Aussprüchen seines Helden nicht Zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hänge zu konstruieren, die nicht im Bereich von dessen Gesamtanschauung liegen, und darum ist ihm aus jener Antwort Bismarcks nur klar: daß dieser damit das erlösende Wort sprach in einer Frage, in der hüben und drüben soviel Unklarheit herrscht.

In der Tat, was England gegen Deutschland erbittert, das geht, wie aller politische Gegensatz in Englands Auslandspolitik, von jeher aus Gründen wirtschaftlicher und maritimer Eifersucht hervor. Das Problem des zwanzigsten Jahrhunderts ist daher die Frage: gehört auch Deutschland in die Reihe der Mächte, die England aus dieser Ursache zur Erhaltung bezw. Errichtung seiner Weltherrschaft niederringen muß, so wie es Spanien, Holland und Frankreich im Verlaufe von vier Jahrhunderten und Rußland eben erst, durch Japans Waffen, auf das Niveau herabgezwungen hat, das es für die Ruhe seines Weltreiches für nötig hielt? Oder erhebt sich nicht vielmehr von selbst die weitere Frage: Wird die Reihe für England nicht ohne Ende sein, auch nach einem (angenommenen) Siege über Deutschland? Wird es nicht mit einer Hydra europäischer Großmächte zu tun haben, deren abgeschlagene Köpfe zu um so verzweifelterem Rachekrieg immer wieder nachwachsen werden? Und wird es sich schließlich nicht auch neuen und ungeschwächten Riesenmächten des Ostens und Westens gegenübergestellt sehen, wenn es die Tendenzen seiner Weltpolitik in vollem Umfang aufrecht erhalten will?

Wie dem auch sei, der Grund zu einer letzten Entscheidung mit Deutschland ist schon gelegt und will daher nicht übersehen werden. Seit 1897, als England die Gelegenheit ergriff, aus dem deutschen Flottengesetz neben der eingebildeten wirtschaftlichen auch eine beabsichtigte politische Überflügelung Englands durch Deutschland zu konstruieren, um damit der Feindschaft den Anstrich moralischer Rechtfertigung und einem etwaigen Überfall das Aussehen natürlicher Notwehr zu geben — seitdem ist der wirtschaftliche Gegensatz geschickt auf das politische Feld hinübergespielt, wo er bis vor kurzem tobte, sich oft förmlich überschlagend in kuriosen Befürchtungen und Wünschen, in unwahren Behauptungen und (statistischen!) Beweisen!

Was würde Bismarck dazu sagen? Wollen wir die Frage stellen, so mögen wir wohl aus jenen letzten Worten des greisen Alten vom Sachsenwalde heraus den nervösen Briten die klare Alternative stellen: Entweder sie schicken sich in das Unvermeidliche und behandeln uns Deutsche „au pair", indem sie auch eine rapide Steigerung unserer Machtmittel, welcher das Deutsche Reich zu seiner Erhaltung und gesunden Weiterentwicklung bedarf, als unumstößliche Tatsache hinnehmen oder sie müssen den Krieg wagen, der auch heute trotz Bertha von Suttner die ultima ratio bleibt. Tertium non datur!

Noch vor fünf Jahren hätten sie Deutschland in seiner Entwicklung hemmen, wenn auch nicht vernichten können. Heute ist das anders geworden. Deutschland hat indessen Zeit gehabt, sich zu rüsten, und wird mit der vorhandenen Flotte nicht nur seine Küste schützen, sondern auch über See der im Kriegsfall zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwartenden britischen Piraterie einigermaßen entgegentreten können; es wird selbst ohne Freunde (und wer erwöge nicht schon die Möglichkeit amerikanischer Unterstützung oder wenigstens wohlwollender Haltung, die ein anglophiles Vorgehen Kanadas neutralisieren könnte!) einen nicht zu unterschätzenden Gegner bilden, der England höchstens einen Pyrrhussieg gönnen wird. Und auf dessen Seite haben sich die Schwierigkeiten nichts weniger als verringert, so daß die Träume der chauvinistischen Zeitungen Englands ihrer Verwirklichung immer ferner rücken. Trotzdem bleibt auch weiterhin die britische „Gefahr" bestehen, so lange es ein britisches Herrentum gibt, das gewohnt ist, die Vormacht in der Welt mit keinem Zweiten zu teilen und gewillt, das stolze „Britannia rules the waves" auch heute noch, trotz Japan und Amerika, aufrechtzuerhalten; sein Schlagwort heißt heute, auch in Zeiten äußerer Ruhe: Germaniam esse delendam! Daran ändert, kein Versuch etwas, durch wirtschaftliche Trinkgelder die politische Freundschaft zu erzwingen, keine Kompensationspolitik, und böte sie auch noch so wertvolle Afrikakolonien, wie der Helgoland-Vertrag 1890, daran kein Drohmittel wie die Krügerdepesche, kein gekränkter Monarchenstolz oder übereiltes Entgegenkommen unseres Kaisers. Auch wird die Spannung nicht durch deutsche Vorstellungen: England verliere durch Deutschlands wirtschaftlichen Aufschwung nichts, beseitigt werden, so wenig sie durch Beschwichtigung von Friedensfreunden beider Länder, durch deren Kongresse, Resolutionen und Menschenaustausche beseitigt werden wird. Nur der realpolitische Vernunftwille eines wahrhaft liberalen England wird eine Katastrophe hinausschieben, vielleicht überhaupt verhindern können.

Solange aber Deutschland keine Garantie hat, daß England das Abrüsten ernst ist und der Krieg fernliegt, muß es sich weiterhin bis an die Zähne bewaffnen, muß es die Armee auf dem alten Niveau erhalten und die Flotte auf eine Höhe erheben, die achtunggebietend auch auf England wirkt. Nur darin liegt für das offizielle Deutschland, das den Frieden ehrlich will (und auch für Reventlow) eine gewisse Bürgschaft des Friedens wie die maßgebenden Stellen unseres Reichs — ähnlich der Rooseveltschen Parole, daß eine starke Flotte das beste Bollwerk des Friedens sei — immer betonten und wie selbst der englische Minister des Auswärtigen zugab, wenn er sagte: „Eine starke Flotte würde Deutschlands Prestige, seinen diplomatischen Einfluß und die Macht, seinen Handel zu schützen, vermehren." Dasselbe bedeuten die Bismarckschen Worte, die er 1887 bei Vertretung der Heeresvorlage im Reichstag sprach, wenn man sie unter veränderten Verhältnissen einmal auf die Flotte anwenden darf: „Das Anwachsen der deutschen Streitkraft und Wehrhaftigkeit halte ich für ein wesentliches Element des Friedens." Denn auch für die Marinen würde er in unserer Lage, wie für das Armeebudget von damals, mit seiner ganzen Kraft eintreten, um damit dem Weltfrieden zu dienen, der Ziel und Glück seiner langen Reichskanzlerschaft war.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG